



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

— ♦ — **Verschollen.** — ♦ —

Roman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Mit Marion glücklich werden?“ fragte Gaston überrascht.
 „Monsieur de Wallberg, unser Gast?“
 „Freilich! Seid Ihr denn blind? Ich habe es längst bemerkt, daß sie —“
 Ein neuer Hustenanfall erstickte wieder seine Stimme.
 Gaston de St. Aulaire eilte zur Tür.
 „Ich rufe den Krankenwärter. Du darfst nicht weiter sprechen.“ — Aber der Kranke winkte.

„Willst Du nicht wissen, was ich mit dem Andern, meinem ersten Nebenbuhler, angefangen habe?“

Gaston kam zögernd und doch voll Interesse zurück.

„Er war tot, jeder meiner beiden Schüsse, von denen der eine in die Brust, der andere in die Stirn getroffen, war tödlich gewesen. Ich schickte zwei meiner Leuten nach Spaten. Wir haben ihn noch an demselben Abend eingescharrt. Kennst Du die kleine Lichtung — fünfhundert Schritt von der Parkmauer, in der geraden Linie der kleinen Tür, durch die Ihr vom Park in den Wald gelangt?“

Gaston bejahte.

„Dort haben wir ihn eingescharrt. Wer meine Helfer waren, werde ich Dir nicht sagen. Es kann ihnen freilich ohnedies nichts geschehen, damals war ja Kriegszeit und wer Frankreich von einem deutschen Soldaten befreite oder befreien half, der tat ja doch ein gutes Werk.“

In Gaston de St. Aulaire bäumte sich ein natürliches Gefühl gegen diesen Ausbruch fanatischen Chauvinismus, blinden Nationalitätshasses auf.

„Du vergißt,“ erwiderte er, „daß Ihr keine Soldaten

waret, daß es kein offener, ehrlicher Kampf war, sondern Meuchel —“

Er stockte, denn es widerstrebte ihm, den ehemaligen Freund und einen dem Tode Geweihten schwerer Schuld zu bezichtigen.

Aber der Kranke fühlte sich ganz und gar nicht getroffen. „Sprich's nur aus,“ sagte er mit höhnischem Lächeln.

„Meuchelmord willst Du sagen. Aber wenn es gilt, einen Gegner zu vernichten, den ich mit allen Fibern meines Wesens hasse, dann ist es mir gleich, wie ich ihn vernichte. Und ich bereue nicht, nein, ich bedaure nur, daß ich nicht auch den andern —“

Er konnte nicht weiter. Ein Strom roten Blutes ergoß sich aus seinem Munde. Erschrocken eilte Gaston auf den Flur und rief nach dem Krankenwärter. Der Anfall ging vorüber, nachdem dem Schwerverkranken ein paar stärkende Tropfen eingestößt worden waren. Freilich, die Schwäche, die ihn nach der übermäßigen Anstrengung übermannte, war so groß, daß es ihm nicht möglich war, ein verständliches Wort hervorzubringen.

Schweigend drückte Gaston dem ehemaligen Freunde die Hand zum letzten Male und ging, Entsetzen und Grauen im Herzen.



Ein türkischer Vorposten der seinen Körper vollständig mit Laubwerk umwickelte. In dieser Verkleidung kroch er bis unmittelbar an die englischen Stellungen, wo er gefangen wurde.

Noch an demselben Nachmittag begaben sich der Oberst und Gaston mit einigen mit Spaten bewaffneten Leuten nach dem Walde.

Flora, die wieder seit ein paar Tagen ihren geheilten Fuß gebrauchen konnte, wollte die Männer durchaus begleiten. Aber der Oberst und Gaston, sowie auch Günther hatten ent-

schieden abgeraten. Aber sie konnte es sich nicht versagen, wenigstens bis zur Tür in der Parkmauer mitzugehen. Hier blieb sie in Gesellschaft Marions und Fanny Kalthausers zurück.

Die kleine Expedition fand, unter Gastons Führung, bald die von George de Valin bezeichnete Stelle. Vorsichtig setzten die Männer die Spaten ein. George de Valins Helfer hatten sich seinerzeit die Arbeit nicht schwer gemacht. In einer



Ein eigentümlich konstruierter Schühengrabenpiegel, durch den französische Soldaten die deutschen Stellungen beobachteten.

Tiefe von etwa einem halben Meter stieß man auf den Körper des Ermordeten. Vorsichtig wurde der in einen noch deutlich erkennbaren grünlichgrauen Anzug bekleidete Leichnam bloßgelegt. Der trockene Sandboden hatte konservierend gewirkt. — Bei den körperlichen Ueberresten des Unglücklichen wurde ein goldenes Medaillon gefunden, das irgendwo in der Tasche oder am Körper des Ermordeten gesteckt haben mochte. Erschüttert öffnete Oberst de St. Aulaire das Kleinod. Das Bild seiner Tochter blickte ihm entgegen. Damit war wohl die Identität des Toten festgestellt.

Gaston de St. Aulaire kehrte zu den Damen zurück, von denen besonders Flora von Wallberg in quälender Erwartung des Resultates der Nachforschungen harrete. Als sie des mit tieferstem und von der seelischen und körperlichen Erschütterung blaßem Gesicht sich Nähern den ansichtig wurde, konnte sie sich nicht mehr zurückhalten.

„Sie haben ihn gefunden!“ rief sie fast atemlos vor Erregung und eilte ihm ein paar Schritte entgegen.

Der Gefragte nickte ergriffen. Dem jungen Mädchen strömten die Tränen aus den Augen und ganz von dem Verlangen beherrscht, den geliebten Bruder, der vor einem Jahre zum letzten Male lebend vor ihr gestanden, noch einmal zu sehen, wollte sie in der Richtung nach der Richtung vorwärtsstürmen. Aber Gaston de St. Aulaire trat ihr rasch in den Weg.

„Ich bitte Sie,“ bemühte er sich, sie zurückzuhalten. „Schonen Sie sich, es wird Ihre Kraft übersteigen.“

Ihr Sehnen nach dem Anblick der nur wenige Schritte von ihr entfernt liegenden irdischen Ueberreste ihres Bruders war zu stark, und sie wollte an dem ihr Gegenüberstehenden vorüber. Da faßte er sie an ihren beiden Händen.

„Haben Sie doch Mitleid,“ rief er ihr bittend zu, „Mitleid mit sich selber!“

Sie rangen förmlich miteinander, denn ebenso stark wie ihr Verlangen, war sein Wunsch, sie vor dem Entsetzlichen zu bewahren, das sie nicht zu ertragen imstande sein würde.

Da brach ihr Widerstand endlich und laut weinend ließ sie sich von dem jungen Franzosen hinwegführen, während Fanny Kalthausers sich um Marion bemühte, die ebenfalls bleich und zitternd an der Gartentür stand und mit ihrem Verlangen, den einst so heiß Geliebten noch einmal zu sehen, und ihrer physischen Schwäche kämpfte.

Gaston de St. Aulaire traf alle Vorbereitungen für die Ueberführung des gefundenen Leichnams nach Deutschland, da Günther von Wallberg durch seine Verwundung vorläufig an das Bett gefesselt war. Während seiner eifrigen Geschäftigkeit kam es dem jungen Franzosen nicht ein einziges Mal zum Bewußtsein, wie sehr er sich innerlich in der verhältnismäßig kurzen Zeit weniger Wochen gewandelt hatte. Die feindseligen Empfindungen, die er in den ersten Tagen gegen die ungebetenen deutschen Gäste noch hatte, waren ganz aufrichtigem Mitgefühl und warmer Sympathie gewichen.

Die Leiche war in einen eichenen Sarg gelegt und dieser in einen zinnernen Behälter verlötet worden. Günther von Wallberg konnte an eine Reise vorläufig noch nicht denken und so entstand die Frage, wer den Sarg nach Deutschland begleiten sollte. Es war selbstverständlich, daß Flora von Wallberg in die Heimat und zur Mutter zurückkehren würde, um an der Bestattung des Toten in heimischer Erde teilzunehmen. Aber eben so zweifellos war es, daß die junge Dame eine so weite Reise unter so ungewöhnlichen Umständen, die allerlei peinliche Maßnahmen bedingte, nicht allein zurücklegen konnte. Da erschien es Gaston de St. Aulaire als selbstverständliche Kavallierspflicht, die Besorgung des Transports der Leiche bis nach dem Heimatdort zu übernehmen und der von der langen Krankheit noch schwachen und angegriffenen jungen Dame seinen Schutz anzubieten. Und da es faum angängig war, daß die beiden jungen Leute allein reisen konnten, so kam man überein, daß Marion de St. Aulaire ihren Bruder und Flora begleiten sollte.

Auf den jungen Franzosen stürmte während dieser Reise eine Fülle eigenartiger Empfindungen ein. Es war für ihn ein innig empfundenener Genuß, der noch ein wenig blaffen jungen Deutschen gegenüberzusitzen und die Decke über sie zu breiten, wenn sie sich auf seine und Marions Bitte lang auf



Partie aus Saint Marie a Puy.

Eine deutsche Sanitätsabteilung hat sich notdürftig in den Ruinen eine Verbandsstelle errichtet.

die Bank gestreckt hatte, um zu ruhen. Ohne daß er sich dessen bewußt war, wurden die Blicke, mit denen er sie betrachtete, immer länger, immer wärmer und das Herz klopfte ihm hoch auf, wenn er gelegentlich ihren Blicken begegnete, und wenn sich, während ihre Augen aufleuchteten und strahlten, eine Blutwelle in ihre Wangen ergoß und sie verwirrt ihre Blicke senkte. Mehr als einmal wandelte ihn die Versuchung an, ihre Hand zu ergreifen und ihr zu sagen, wie glücklich er sich fühle, so in ihrer unmittelbaren Nähe zu weilen, und daß er sich nichts Besseres wünschen könnte, es möchte immer so bleiben und es möchte ihm ein ganzes Leben lang vergönnt sein, sie zu schützen und vor aller Unbill und aller Rauheit des Daseins zu bewahren. Aber er erinnerte sich jedesmal der traurigen Veranlassung dieser langen gemeinschaftlichen Reise und daß es taktlos wäre, ihre pietätvolle Trauer durch stürmische Gemütsregungen zu stören.

Zuweilen, wenn sie schlummerte, legte er sich, die Augen schließend, in die Polster zurück und vertiefte sich in die Frage: Wie kam es, daß dieses ruhige, sanfte, blonde Mädchen so tiefe, heiße, sehnsuchtsvolle Empfindungen in ihm geweckt hatte, wie es keiner Landsmännin daheim gelungen war? War es gerade das Fremdartige ihrer Erscheinung, ihres Wesens, das sein Interesse erregt hatte? Oder der hilflose, leidende Zustand, in dem er sie zuerst gesehen, ihm das Gefühl des Mitleids eingeflößt, das sich allmählich in Liebe gewandelt? Oder war es nur eine rein individuelle, unergründliche Anziehungskraft, die ihn gerade zu diesem Mädchen hingezogen hatte? Aber so angestrengt er auch darüber nachdachte, er konnte die Lösung des Rätsels nicht finden. Nur soviel erkannte er, daß die elementaren Triebe der Natur sich von den Schranken der Nationalität nicht zurückhalten ließen und daß die Liebe ihn seelisch erhöht und von Vorurteilen befreit hatte, durch die früher sein Denken und Empfinden eingengt und erniedrigt worden war.

Als sie auf deutsches Gebiet kamen, nahmen ihn die neuen Eindrücke ganz gefangen. Es gab so viel Neues, Ungewohntes zu sehen und zu beobachten. Beinlich war es ihm, daß er von der deutschen Sprache so gut wie nichts verstand und daß er nun Flora überlassen mußte, mit den Beamten wegen des weiteren Transportes des eingesargten Leichnams zu verhandeln. Er gelobte sich im stillen, daß er so bald als möglich die Muttersprache des bewunderten, geliebten Mädchens erlernen wolle.

Auf der letzten Bahnstation vor dem Gut Lichtendorf erwartete Frau von Wallberg die Ankommenden. Gaston de St. Aulaire fühlte sich tief ergriffen, als er der alten Dame mit dem weißen Haar und den bekümmerten Zügen gegenüberstand, die dem im stillen geliebten Mädchen einst das Leben gegeben hatte. Ehrerbietig drückte er seine Lippen auf die sich ihm entgegenstreckende Hand und sagte ein paar aus dem Herzen kommende warme Worte.

Frau von Wallberg sah der jungen Französin, die ihrem Lieblingssohn eine so heiße, innige und so verhängnisvolle Liebe eingeflößt hatte, mit überströmenden Augen in das feine, schüchtern und bekümmert zu ihr aufschauende Gesicht. Dann zog sie die schwächliche, zarte Gestalt mit einer impulsiven Bewegung an ihre Brust und küßte sie erschütterter.

„Mein Kind!“ schluchzte sie. „Mein liebes, liebes Kind!“
Drei Tage später fand die feierliche Bestattung der irdischen Ueberreste des verschollenen, wiedergefundenen Kriegers

im heimatischen Erbbegräbnis statt. Fast alle Besitzer der Umgegend, die Honoratioren der Kreisstadt und zahlreiche Offiziere hatten sich eingefunden, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.

Nach diesen aufregenden Stunden verlebten die Bewohner des Herrenhauses von Lichtendorf und ihre Gäste stille und doch anregende Tage. Gaston de St. Aulaire nahm in Begleitung Floras und unter ihrer Führung alle Einrichtungen des Gutes in Augenschein und sie fuhren auch oder ritten auf die Felder hinaus. So waren sie fast den größten Teil des Tages beisammen und kein Dritter störte die stumme Zwiesprache ihrer jungen Herzen.

Zwei Wochen später kehrte auch Günther heim, von der Mutter freudig empfangen, von Marion de St. Aulaire mit unbewußt aufleuchtenden Augen und einer heißen veräterischen Röte ihrer Wangen begrüßt.

Als er am Abend eine Aussprache mit seiner Mutter unter vier Augen hatte, sagte sie plötzlich ganz unvermittelt zu ihm: „Du liebst sie, Günther!“

Er sah die Sprechende erstaunt an und verstand sie nicht gleich.

„Ich meine die Französin,“ erklärte sie deutlicher. Da senkte er errötend sein Gesicht und seufzte schwer.

„Du brauchst nicht traurig und nicht mutlos zu sein,“ tröstete sie und strich liebevoll über sein sich neigendes Haupt. „Ich gebe Euch gern meinen Segen und um ihre Gegenliebe brauchst Du nicht bange zu sein.“

Er richtete sich, wie elektrisiert, in die Höhe. „Wie? Wie meinst Du das, Mutter?“

Ein Lächeln erhellte für ein paar Sekunden das blasse Gesicht der alten Dame.

„Sie liebt Dich — ja! Wir Frauen sehen in solchen Dingen scharf, am schärfsten aber sieht eine Mutter.“

Da schloß der junge Mann seine Mutter in ungestümm auflodernder Freude in seine Arme

Oberst de St. Aulaire hatte auf die briefliche Bitte Frau von Wallberg's, Marion noch einige Wochen in Deutschland zu lassen, zustimmend geantwortet. Aber für Gaston kam der Tag der Abreise. Am Nachmittag vor der Trennung fanden sich der junge Franzose und Flora im Garten hinter dem Herrenhause. Sie schritten wortlos nebeneinander. Beiden war das Herz bedrückt und beide hatten dasselbe Gefühl, daß etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen lag. Ihre Schritte lenkten wie von selbst auf eine dicht besponnene Laube zu und hier nahmen sie auf einer Bank nebeneinander Platz. Gaston fühlte, wie ihm das Herz bis zum Hals hinauf klopfte; eine siebende Unruhe war in ihm, die nicht mehr zu ertragen war. Endlich faßte er den Mut, nach ihrer Hand zu greifen. Sie überließ sie ihm ergeben, widerstandslos, von seinem Willen beherrscht. Da beugte er sein Gesicht ganz nahe zu dem ihren und während er ihr tief in die Augen sah, flüsterte er mit bebender Stimme ein paar der wenigen deutschen Worte, die er bisher sich einzuprägen imstande gewesen.

„Ich habe Dich lieb, Flora!“

Ein Lächeln des Staumens und des Glückes breitete sich über ihr Gesicht und im nächsten Moment tauschten ihre Lippen den ersten Kuß der Liebe.

— — Endel — —

Hindenburg und Mackensen.

Es hat uns ein gnädiges Schicksal gesandt
Zwei schwertgewaltige Reden,
Verehrt und gefeiert im Vaterland —
Der Feinde Grauen und Schrecken.
Jedes Kind heute längst ihre Namen kennt,
Die in ewigem Ruhme erglänzen,
Die die Nachwelt noch mit Bewunderung nennt:
Hindenburg und Mackensen!

Als moskowitzische Ländergier
Mit beutelästernen Horden
Errichtet' ein blutiges Schreckenspanier
An Deutschlands süßlichen Pforten,
Wer rächte gar fürchtbar das schuldlose Blut,
Warf die Meute weit über die Grenzen,
Und hinab in der Seen eisige Flut?
Hindenburg und Mackensen!

Der russische Pech schon so manches Jahr
Weg' Klau und Zahn voller Tücken,
Bis er fähig sich wählte, den Zöllneraar
Mit seiner Wucht zu erdrücken;
Doch fürchtbare Hiebe der Nar ihm versetzt,
Schlägt die Fänge ihm ein, scharf wie Sensen;
Ohne Gnad' und Erbarmen zu Tode ihn heßt:
Hindenburg und Mackensen!

Nun dämmert schon Nikolais jüngster Tag,
Bang sieht seinen Stern er entschweben,
Die Berta, die dicke, hält Hochzeitstag
Mit Donnerschlag, Heulen und Beben.
Zerborsten zu Scherben, wie Köpfe aus Ton,
Sind die Festen jenseits der Grenzen,
Es zahlen gar harten und blutigen Lohn:
Hindenburg und Mackensen!

Stolz fliegen die Banner vom Fels zum Meer,
Ueber Berge, Täler und Forsten,
Wo ehemals räufevoll lauert der Bär
Soll frei der Adler nun horsten;
Es weitet die Brust sich, vom Alpdruck befreit,
Auf! Mit Eichen- und Lorbeerkränzen
Schmückt die Größten in dieser eisernen Zeit:
Hindenburg und Mackensen.

Das Ende des „Old King John“.

Skizze von Hanns Wohlbold.

(Nachdruck verboten.)

Seitdem Kapitän Kelley von Seiner Majestät glorreicher Regierung eine goldene Uhr und einen Saß voll Sovereigns erhalten hatte, weil es ihm — wenigstens angeblich — gelungen war, ein deutsches Unterseeboot zu den Fischen zu schicken, ließ es dem alten Hugh Edwards keine Ruhe mehr.

Was andere fertig brachten, das konnte er wohl auch noch, und sein Schiff war wie kein zweites für einen solchen Extratanz zu brauchen. Der „Old King John“ war in Greenock on Clyde gebaut, auf der ersten Schiffswerft nicht nur der vereinigten Königreiche, sondern der Erde überhaupt. Aber man konnte ihn leicht für einen Amerikaner ausgeben, denn es war ein Gaffelschoner mit vier Masten, wie sie sonst hauptsächlich westlich vom Atlantik gebaut werden. Ein schönes, großes Schiff, außerordentlich beweglich und leicht zu lenken, hatte es über dem Kiel einen verborgenen Raum, der jetzt mit Munition gefüllt war, während Hugh Edwards sonst hier allerlei Schmuggelware aufzustapeln pflegte. An Bord wie an Steuerbord waren außerdem je zwei 8,8-Zentimeter-Geschütze so gut eingebaut, daß nur eine sehr genaue Untersuchung — wie man eine solche kaum zu fürchten hatte — sie ans Licht bringen konnte. Trotz ihrer Kleinheit besaßen diese Geschütze eine gute Durchschlagskraft. Ein einziges Vollgeschloß konnte für ein Unterseeboot vollständig ausreichen.

Die Besatzung des „Old King John“ bestand, abgesehen von Kapitän Hugh Edwards und dem ersten Steuermann, Charles Parker, nur aus zuverlässigen Leuten, die alle in die Pläne des Alten eingeweiht waren und von ihm durch reichliche Whiskyrationen stets in guter Laune erhalten wurden.

Schon seit einer Woche kreuzte Edwards im St. Georgs-Kanal, südlich der Friesen See, ohne irgendeine Spur vom Feind zu sehen, als ein kleiner Schaden am Ruder ihn zwang, in Swansea zu landen. Die Reparatur dauerte nur drei Tage, und während dieser Zeit stolperte der alte Kapitän von einer Brantweinschenke zur anderen. Er war Tag und Nacht bis an den Hals mit Alkohol gefüllt, und in seinem Rausch renommierte er laut mit den Heldentaten, die er auszuführen gedachte. Er fand überall begeisterte Zuhörer, ganz besonders aber hatte er es einem jungen Burschen angetan, den er schon am ersten Tag im „Goldenen Anker“, dicht am Hafen, traf. Jener nannte sich Jimmy Dalbrook, ließ durchblicken, daß zwar seine Papiere nicht recht stimmten, er aber darauf brenne, germanischen Piraten das Handwerk zu legen, und folgte dem Kapitän und dessen Steuermann wie ein Schatten. Da er ein kräftiger Mensch war, ein großer, starker Kerl mit einem Wald von schwarzblondem Haar auf dem Scheitel und im Gesicht, und gelegentliche fachmännische Unterhaltungen erkennen ließen, daß er in der Navigation eines Segelschiffes gut Bescheid wußte, hatte der Kapitän nichts dagegen, daß Jimmy mit ihm an Bord kam. Ein paar Hände mehr konnten auf keinen Fall etwas schaden, sondern nur von Nutzen sein.

Jimmy Dalbrook erwies sich in der Tat als ein recht brauchbarer Mensch, der noch dazu, wenn er sonst nichts zu tun hatte, voller Schnurren steckte. Kein Wunder, daß er in seiner freien Zeit ständig in der Kapitänskajüte saß und mehr und mehr zum Liebling des Alten wurde, bis ein Vorfall eintrat, der ihm ganz plötzlich die Nase vom Gesicht riß.

Eines Morgens erschien ein Matrose, dessen Hängematte neben der von Jimmy hing, aufgeregt beim Kapitän und berichtete, Jimmy habe im Schlafe deutsch gesprochen. Hugh Edwards wollte das erst nicht glauben, aber der Mann schwur hoch und teuer, er könne sich nicht getäuscht haben. Er verstehe zwar das Deutsche nicht, doch habe er es am Klang und am Tonfall erkannt. Der erste Steuermann wurde geholt, die drei berieten, und dann sandten sie nach dem Verdächtigen. Zwei Mann standen bereit und packten ihn sofort, als er eintrat. Er wehrte sich nicht lange und ließ es zu, daß man ihn durchsuchte. In seinem Rockfutter eingenäht fanden sich in einem wasserdichten Umschlag Schiffspapiere, die auf den Namen Niels Grote aus Husum, Matrose im Dienste der deutschen Kriegsmarine, lauteten. Der Gefangene gab, ohne eine Wimper zu bewegen, zu, daß er dieser Niels Grote sei. Er hatte zur Besatzung eines Unterseebootes gehört, das von einem britischen Handelsschiff, welches unter dänischer Flagge fuhr, meuchlings zusammengeschossen worden war. Alle Mann waren ertrunken, nur er hatte unter größten Gefahren und Beschwerden das Land erreicht. Er kam nach Swansea und traf dort schon am ersten Tag den Kapitän. Sofort, als er hörte, was dieser vorhabe, sagte er den Entschluß, mit ihm an Bord zu gehen und seine Pläne zunichte zu machen, oder aber, wenn ihm das nicht gelingen sollte, bei passender Gelegenheit als Zeuge gegen ihn und gegen die britische Handelsmarine überhaupt aufzutreten.

Hugh Edwards schäumte vor Wut. Er wollte den Husumer sofort niederschleusen, aber der Steuermann hielt ihn davon ab. Sie kamen überein, ihn vorläufig in Eisen zu legen und ihn dann bei der nächsten Landung der Marinebehörde abzuliefern. Diese würde nicht nur wissen, wie sie mit solchen Burschen zu verfahren habe, sie wußte seine Gefangennahme jedenfalls auch entsprechend zu belohnen. Eine Viertelstunde später lag Niels Grote im Kielraum und dann hatten sie auf dem „Old King John“ keine Zeit mehr, sich mit ihm abzugeben, denn sie mußten sehen, wie sie mit dem Schiff fertig wurden.

Schon seit Stunden wehte eine steife Brieze aus West-Süd-West, und mehr und mehr wurde diese zu einem Sturm.

Man war gezwungen, nach und nach alle Segel zu bergen, und bis der Abend kam, mußte man auch das Vor-Untermarssegel, das Edwards noch immer hatte stehen lassen, um Fahrt zu behalten, einziehen. Der Kapitän ließ den Sturmklüber sehen und das kleine Sturmbesän, so daß der „Old King John“ sich mit der Breitseite gegen den Wind einstellte, der ihn langsam weitertrieb. Der Gaffelschoner hatte eine wilde Nacht zu bestehen, die für jedes weniger gut gebaute Schiff wohl die letzte gewesen wäre.

Unter dem sternlosen Himmel, an dem sich gewaltige Wolkenmauern türmten, jagten sich die schwarzgrünen Wogen in breiten Reihen, über denen die weißen Gischtämme sprühten. Ununterbrochen flammten die Blitze herab in breiten Feuerbränden, die den ganzen Gesichtskreis in schwefelgelbe Fluten tauchten, und die Donnerschläge rollten wie das Geschützfeuer einer ungeheuren Schlacht. Pfeifend heulte der Sturm über die weite Fläche und warf eine Wellenmauer nach der anderen gegen die Breitseite des „Old King John“, der sich jedesmal so weit niederlegte, daß die Wasser wie eine Sturzflut über sein Deck fegten. Aber immer wieder richtete der Gaffelschoner, der in allen Fugen krachte, sich ächzend und stöhnend auf. Der Kreuzmast splitterte mit lautem Getöse und flog vom Mars bis zur Kopfstange über Bord. Er nahm einen Teil der Keeling an Bord mit und drei Leute, die dort festgebunden waren. Niemand hatte Zeit, sich um die Unglücklichen zu kümmern. Es gab auch etwas anderes, was gerade in diesem Augenblick das ganze Interesse des Kapitäns und seiner Mannschaft in Anspruch nahm.

Die ganze Besatzung des „Old King John“ war seit Ausbruch des Sturmes an Deck. Die Leute waren in ihren Teermänteln und Südwestern bis auf die Haut durchnäßt, aber der Kapitän duldete nicht, daß auch nur einer hinunterging, um jeden Augenblick alle bei der Hand zu haben. Als der Kreuzmast brach, neigte sich das Schiff so weit nach Bord über, daß Hugh Edwards eben für alle Fälle die Boote klar machen lassen wollte, als sein Blick zufällig nach Norden fiel. Es war die Zeit, da der Orkan seinen Höhepunkt erreicht hatte. Die Blitze ließen sich nicht mehr voneinander unterscheiden, der ganze Himmel war ohne Unterbrechung in flackerndes Feuer getaucht und das brandende Meer taghell erleuchtet.

Da sah der Kapitän in einer Entfernung von höchstens fünfhundert Metern ein Unterseeboot. Es kämpfte schwer mit den Wogen, aber es schob sich langsam vorwärts.

Der alte Edwards schrie laut auf und sein Schreien und Gestikulieren machte auch die anderen auf den Feind aufmerksam. Bald spähten alle nur noch da hinüber; das Boot nahm jetzt ihr ganzes Interesse in Anspruch, um so mehr, als der Sturm abzuflauen begann. Doch noch immer war er sehr stark und der „Old King John“ tanzte wie ein Stück Holz auf den Wellen, so daß man nicht daran denken konnte, ihn zu dirigieren, oder gar das Unterseeboot anzugreifen. Das kleine Fahrzeug wurde bewundernswürdig gesteuert. Man hatte da drüben den Gaffelschoner ebenfalls entdeckt, und nun hing der winzige eiserne Fisch an, ihn in weitem Bogen zu umkreisen, so wie ein Raubbogel um seine Beute kreift, ehe er sich auf sie stürzt. Wind und Wogen schienen das Boot nicht zu genieren, und nun hitzte es auch noch die deutsche Kriegsflagge.

Der Sturm wurde schwächer und schwächer, und als ein trüber Morgen über das eisengraue Meer heraufzog, wehte nur noch eine leichte Brieze aus Südwest. Sobald es anging, liefen die Matrosen die Wanten hinauf, an den Rahen blähten sich die graugelben Segel. Der Kapitän wollte das Schiff sofort manövrierfähig haben, um das Unterseeboot sobald als möglich anzugreifen. Er hätte jetzt bereits feuern können, wenn der Feind sich nicht schlau im Kielwasser des „Old King John“ gehalten hätte. Jetzt beizubrechen, um ihn vor die Breitseite zu bekommen, wäre ihm wohl sofort verdächtig gewesen. Der Gaffelschoner hätte unter Umständen sofort ein Torpedo in den Bauch bekommen. Es schien dem alten Fuchs, der schon im Geiste mit den Sovereigns kimperte, ratsamer, zunächst ein freundliches Gesicht zu zeigen, und so kam es, daß am Heck des „Old King John“ sehr bald das Sternbanner im kühlen Morgenwind flatterte. Edwards rief sich schlau die Hände. Das Unterseeboot würde sich wohl hüten, auf ein Schiff zu feuern, das die Flagge der Vereinigten Staaten trug. Merkten die Deutschen, wen sie vor sich hatten, so war es bereits zu spät für sie.

Während dieser ganzen Zeit lag Niels Grote im Kielraum des Schiffes und keine Seele kümmerte sich um ihn. An Händen und Füßen gefesselt, vermochte er sich nicht zu rühren, wie ein Ball flog er während des Sturmes von einer Seite auf die andere, und als es endlich ruhiger wurde, da hatte er ein Gefühl, als seien ihm alle Knochen im Leibe zerschmettert. Nun versuchte er, sich etwas aufzurichten. Es gelang ihm, aber vergebens wollte er mit den gefesselten Händen das Blut von den Augen wischen, daß ihm aus ein paar Kopfwunden übers Gesicht lief. Damit kam er nicht zurecht.

Da wurde plötzlich die Luke über ihm aufgestoßen und helles Tageslicht flutete in den finsternen Raum. Kapitän Hugh Edwards kam herab, gefolgt von Fred Koldwey, der einen Revolver trug und eine Laterne, die er auf den Boden stellte.

„Wenn er sich rührt, oder einen Laut von sich gibt, jagst Du ihm alle sechs Kugeln zwischen die Rippen,“ sagte der Kapitän,

ohne den Gefangenen eines Blickes zu würdigen, und stieg wieder hinauf. Der Dedel fiel krachend zu, die beiden waren allein.

Erst redete keiner ein Wort in dem engen, dunklen Raum. Die flackernde Petroleumlampe zeichnete lange Schatten auf die schwarzen, geteernten Spanten und drauhen plätscherte leise das Wasser an die Schiffswand. Dann hörte man viele Schritte in der Höhe.

„Jetzt ist der deutsche Kapitän da,“ sagte Fred Koldwey, dem die Ruhe langweilig wurde. Niels Grote blinzelte ihn aus seinen blutberlebten Augen fragend an. „Was ist's?“ sagte er.

„Sprich nicht laut,“ sprach der Matrose drohend und fuchtelte mit dem Revolver. „Wir haben ein deutsches Unterseeboot.“

Niels Grote fuhr herum, so gut er konnte. Er hörte nur halb, was der andere sprach. Hörte etwas, daß der deutsche Offizier jetzt an Bord war und die Schiffspapiere einsah. Sobald er wieder auf das Unterseeboot stieg, wollte man es in Grund schießen. Jetzt lag's ungünstig, im Kielwasser. Während sie den Offizier hinüber ruderten, konnte man den „Old King John“ langsam drehen. Dem deutschen Matrosen stimmerte es vor den Augen.

Herrgott, das war wieder dasselbe Spiel. Er hörte etwas vom Sternennbanner, und der Engländer sicherte dazu. Schon öffnete er den Mund, um zu schreien. Aber rechtzeitig besann er sich. Der Offizier konnte ihn kaum hören. Seine Gedanken überstürzten sich. Was konnte er tun, um den Neuchelmord zu verhindern?

Da öffnete sich die Luke zum zweiten Male. Vier, fünf Mann liefen herab. Niels Grote war halb von Sinnen. Er hörte das Krachen des splitternden Holzes, die Matrosen brachen den Schiffsboden auf. Einer beugte sich über das Loch und hob Granaten heraus. Wie durch einen Schleier sah der Deutsche, wie sie neben ihm ein Geschloß neben das andere legten, wie Fred Koldwey eines nahm, ein anderer ein zweites, um damit die Treppe emporzulaufen.

Und jetzt begann der „Old King John“, sich langsam zu drehen. In das Gesicht des Mannes aus Dufum kam plötzlich ein eiserner Zug. Dicht an seiner Seite lagen die Granaten. Er hob die gefesselten Hände und drehte sich etwas zur Seite. Seine Finger griffen tastend nach einem Zünder. Jetzt hatte er ihn. Er atmete auf. Ein kräftiger Schlag mit dem Eisenreif, der um sein Handgelenk lag, mußte genügen, um die Granate zur Explosion zu bringen.

Kapitän Lund war noch ein Duzend Meter von seinem Unterseeboot entfernt, als er einen furchtbaren Krach hörte. Zäh wandte er sich um. Er sah eine hohe Feuergarbe und einen Hagel von Splintern und Schiffstrümmern, die weithin in den Ozean herunterprasselten. „Old King John“ aber war verschwunden.

Wie konnte sich der Offizier erklären, wie es kam, daß der Gaffelschoner in die Luft flog, denn eine Minute später überzeugte er sich, daß auf seinem Unterseeboot das Torpedo noch im Rohr steckte.

Die Madonna mit den Perlen.

Roman von Hans Dominik.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

William Rose lachte nicht, er pfiff durch die Zähne und fragte: „Wo ist denn eigentlich die Gruft der alten Wildgrafen?“

„Ach, längst nicht mehr da! Als Großpapa das Schloß kaufte, ließ er die Marmorüberreste fortschaffen und was an Ueberresten sich sonst noch so fand, ist dort auf dem Platz begraben worden. Jetzt wuchert ein Geseunetz darüber, aber das hab ich doch erfahren, daß keine Wertfachen, keine Perlen sich dabei gefunden haben.“

„So, also nicht, na, da könnten wir doch einmal im Hause nach allerhand schönen Dingen suchen. — Vielleicht gibt es auch alte Bilder? Die sind zuweilen recht wertvoll.“

Jetzt blieb Eva stehen und lachte herzlich: „Na, Onkel William, ein paar gräßliche alte schmuddelige Dinger gibt es da oben im Ecksaal. — Aber wertvoll, um des Himmelswillen, da ist nicht daran zu denken, unansehnlich — schmutzig, häßlich, kaum zu erkennen; überhaupt alles, was Wert hatte, haben in den alten Kriegszeiten Marodeure und Soldaten fortgeschleppt. Und was wertlos war oder ihnen so erschien, einfach verbrannt. Wundert mich noch, daß sie die paar alten Bilder nicht mal zum Feueranmachen verbraucht haben. Die hingen ihnen wahrscheinlich zu unbequem hoch oder sie haben sie für Schmutzflecke an den Wänden gehalten.“

„Wir werden sehen, my dear,“ meinte William Rose lächelnd, „jedenfalls werden wir Werte suchen und ich denke bestimmt — auch finden. Und Du wirst mir helfen, Eva? nicht wahr?“

„Gewiß,“ sagte sie, „ich will Dir das ganze alte Gerümpel zeigen. Die alten wurmstichigen Truhen. Die rostzerfressenen Hellebarden — altes Sattelleider usw. Im Keller gibt's sogar noch in die Mauer gelassen eine Kette, an der ein brüchiges Halseisen sitzt. Aber Werte, lieber Onkel, verzeih' — aber die wirst auch Du nicht entdecken.“

„Well,“ entgegnete er mit schlauem Blinzeln. „Man kann aus manchen alten Sachen manchmal was Exquisites machen, das heißt — ich kann alles verwerten für mein Geschäft. Also schlag ein. Eva — Du wirst mein Famulus sein.“ Er hielt ihr die Hand hin und sie schlug tapfer ein.

Der Assistenzarzt an der Privatklinik des Professors Weiland in Heidelberg, Herr Doktor Otto Rosen, war heute Arzt vom Dienst. Gerade keine aufregende Sache, aber auch keine besonders angenehm. Er war immerhin genötigt, den ganzen Tag über in der Klinik zu bleiben, um bei der plötzlichen Einlieferung irgend eines Patienten zur Stelle zu sein. Gewöhnlich kamen solche plötzlichen Einlieferungen nicht vor. Aber es konnte doch sein und die Bestimmung bestand einmal.

Stubenarrest pflegten die Ärzte der Klinik dies du jour haben zu nennen. Doktor Otto Rosen pflegte sich solche Tage immer ganz erfreulich zu gestalten.

Ein gutes Mittagessen. Dann die Uebernahme des Dienstes auf 24 Stunden. Nach dem Essen ein extrastarker Koffa

und dazu die Lektüre eines guten Buches, oder die Erledigung alter Brieffschulden.

Heute hatte Dr. Otto Rosen, der mit seinen fünfundsanzig Jahren bereits Assistenzarzt war, das letztere gewählt. Briefpapier und Tintenfaß waren in Kampfstellung aufgeföhren und während der junge Arzt behaglich den Rauch einer Zigarette von sich blies, durchblätterte er die Briefe, die noch der Beantwortung harften.

Briefe von Zuhause, von Schloß Kranichstein.

Eine alte Eulenbude pflegte der Doktor den väterlichen Besitz bisweilen sehr respektlos zu nennen. Die bekannten etwas schnörkelhaften Schriftzüge des Vaters. „Zimmer wieder die alte Pitanei,“ brummte er dabei vor sich hin. „Ich soll mich einschränken, soll sehen, daß ich so bald wie möglich auf jeden väterlichen Zuschuß verzichten kann. Ja, was bildet sich der Alte denn eigentlich ein. Er soll sich erst mal wieder einen Sohn suchen, der im Alter von 25 Jahren schon wohlbestallter Assistenzarzt und beinahe wirtschaftlich selbstständig ist.“

Der Doktor legte den Brief wieder hin und strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Ich werde aus dem Alten überhaupt nicht mehr flug. Wird er auf seine alten Tage knickerig oder geht es ihm wirklich schlecht. Unmöglich,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort. „Der alte Herr wird es für angebracht halten, der jungen Generation in gewissen Intervallen Tugendhaftigkeit, Gottesfurcht und Sparsamkeit zu predigen. Das klingt schön und kostet nicht viel. Aha! ich werde den Brief gar nicht beantworten, aber ich werde meine verehrten Eltern zu Weihnachten selber besuchen und mich mündlich auseinandersetzen.“

Doktor Otto Rosen legte die Zigarette fort und blickte durch das Fenster seines Zimmers auf die Einfahrt des Sanatoriums. Gerade in diesem Augenblick passierte ein Krankenwagen das Tor und fuhr in langsamem Tempo weiter auf das Gebäude zu, in welchem sich die Aufnahme stelle befand.

„Oha!“ rief der junge Arzt. „Das scheint ja am Ende doch Arbeit zu geben.“ Und mechanisch, wie er es in solchen Fällen gewohnt war, vertauschte er den bequemen Hausrock mit dem langen weißen Arztetikett.

Wenige Minuten später stand der Doktor vor dem eingelieferten Patienten. Ein böser Fall — ein Unglück beim Rodeln. Der Begleiter des Verunglückten konnte nur aussagen, daß sein Kommilitone mit dem Skeletonschlitten die oft benutzte Bahn gefahren sei, daß er an einer Biegung die Gewalt über den Schlitten verloren habe, daß der Schlitten mit samt seinem Führer durch einen kleinen, neben der Bahn zu Tale strömenden Bach geslogen sei. Das habe er noch von oben her gesehen. Als er dann dazu kam, lag sein Freund bewußtlos neben einem Baum.

Dr. Rosen hörte die Schilderung an, während er bereits sorgfältig seine Hände für die Untersuchung präparierte. Dann ging er ans Werk.

Die Diagnose war schnell gestellt. Eine leichte Gehirnerschütterung, einige unbedeutende Kontusionen und ein Bruch des Oberarmknochens. Mit der Sicherheit, die Praxis und Übung verleihen, machte sich der junge Arzt an seine Arbeit. Eine Viertelstunde später lag der neue Patient bereits mit einem kunstgerechten Gipsverband in einem besonderen Zimmer und jetzt erst wandte der Arzt sich den Personalien seines Patienten zu. Der Begleiter, ein Student der Jurisprudenz, konnte genaue Aufschlüsse geben. Der Verunglückte war ein Couleurbruder von ihm, der Sohn des bekannten New Yorker Millionärs Brown, in Firma J. C. Brown, New York. Damit war sein Wissen freilich erschöpft und Dr. Rosen hielt sich unter diesen Umständen für berechtigt, einen Brief einzusehen, den der Patient lose in der Brusttasche bei sich hatte. Er fand eine Pariser Adresse und gleichzeitig die Mitteilung, daß sie noch während der nächsten drei Tage gültig sei.

Dr. Otto Rosen begann zu überlegen. Eine Lebensgefahr war nach seiner Meinung ausgeschlossen. Aber schließlich bei einer Gehirnerschütterung kann man nie wissen, wie die Dinge sich entwickeln. Da er die Adresse hatte, hielt er unter allen Umständen doch die Benachrichtigung der Familie für angebracht.

Wenige Minuten später ging eine der Pflegetochtern der Klinik mit einem Telegramm zur Post. Dr. Rosen aber zog sich in sein Zimmer zurück und legte anstelle des langen Leinentittels wieder die bequeme Zoppe an.

„Goffentlich habe ich den Göttern nun den schuldigen Tribut gezahlt und den weiteren Tag meine Ruhe,“ brummte er dabei. „Wenn es nicht schlimmer kommt, kann ich zufrieden sein.“

Ein Klopfen unterbrach das Selbstgespräch.

„Hallo! Freund Heinz! Schon heran?“ rief der Doktor und schüttelte dem Eintretenden die Hand. Das war der Privatdozent Dr. Heinrich Marwin, den eine langjährige Freundschaft mit Dr. Rosen verband. Wie gewöhnlich wollte er auch jetzt den „Stubenarrest“ seines Freundes benutzen, um ungestört mit ihm zu plaudern und ein paar Partien Schach zu spielen.

Diese Besuche waren immer recht interessant. Heinrich Marwin, dessen wirtschaftliche Arbeiten das große Gebiet der Kulturgeschichte und Aesthetik umfaßten, wußte immer allerlei Neues und Bemerkenswertes zu erzählen. Auch heute entspann sich erst ein langes Gespräch; obwohl die Schachfiguren bereits seit geraumer Zeit aufgebaut waren.

„Eine hübsche Ueberraschung haben sie da in London mit einem „echten van Dyl“ gehabt,“ meinte der Privatdozent. Doktor Rosen rücte ungeduldig an seinem Damenbauern.

„Weißt Du, Heinz, mich interessiert der ganze Kram blutwenig. Ich selber habe bis jetzt noch keinem einzigen dieser alten Bilder Geschmac abgewinnen können. In jedem Falle sage ich mir, daß doch schließlich auch jetzt Maler leben, die ihr Brot verdienen möchten. Wenn man sieht, wie für alte Scharstelen Hunderttausende ausgegeben werden, und junge Maler, die sicher auch was können, nicht das knappe Auskommen haben, so kommt mir das immer als eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die Lebenden vor.“

„Otto, Otto!“ erwiderte der Privatdozent und drohte lächelnd mit dem Finger. „Sei ja vorsichtig und laß solche Anschauungen nicht laut werden. Du wirst sonst in den Ruf eines greulichen Vanausen und Ignoranten kommen.“

Der junge Arzt zog seine Hand vom Schachbrett zurück. —

„Ich lasse mir meine Meinung aber doch nicht nehmen. Wenn ein Ding Jahrhunderte lang als ein alter Schinken gilt, und dann kommen sechs würdige Greise und besehen sich das Ding durch die Lupe und erklären es für einen echten alten Meister, und dann findet die ganze Welt das Bild auf einmal so wunderschön und herrlich und entzückend und Gott weiß was noch, das ist doch alles Anflug und Humbug. . . . — Autosuggestion! und Massenhypnose im günstigsten Falle.“

Heinrich Marwin schlürfte behaglich den starken Mokka. „Du bist im Irrtum,“ sagte er dann, „jedes klassische Meisterwerk ist dadurch gekennzeichnet, daß es seiner bestimmtesten Zeit, sondern der ganzen Menschheit für immer angehört. Nimm Dir heute die Bilder irgend eines Malers dritter Größe aus dem Jahre 1880 oder 1840 oder 1800 vor. Sie werden Dich antiquiert und unmodern anmuten. Den Leuten jener Zeit kamen sie dagegen sicher sehr schön und zeitgemäß vor. Und nun nimm dagegen die Venus von Milo, nimm meinetwegen auch das bekannte Gemälde Holzschuhers von Lucas Kranach. Wie lebendig, wie frisch und modern sind diese klassischen Werke heute noch. Du willst einwenden, daß die Toilette

der Venus äußerst minimal ist und es dabei leicht ist, modern zu sein.“

Der Einwand ist hinfällig. Betrachte nur die Nymphen und Grazien aus dem achtzehnten Jahrhundert in den verschiedenen fürstlichen Gärten. Die Damen haben auch verzweifelt wenig an. Und trotzdem ist ihnen das Rokokozeitalter unauslöschlich aufgeprägt. Auch bei diesen nackten Statuen muß man unwillkürlich an Reiströcke und Stödelchube denken. Und der alte Holzschuhler paßt trotz seiner alten Patriziertracht wunderschön in das zwanzigste Jahrhundert, wie er schon in die drei vorangegangenen gepaßt hat. . . . —

„Halt ein, Heinz! halt um Himmelswillen ein,“ rief Dr. Rosen abwehrend. „Ich gebe alles zu und erkläre mich für einen Böötier und Vanausen erster Klasse mit Eichenlaub und Schwertern. Erzähle lieber, was Du sonst noch auf dem Herzen hast, denn ehe Du das nicht abgeladen hast, kommen wir ja doch nicht zum Schach.“

„Das ist bald geschehen, Otto. Aber Du darfst meine Erzählung nicht als Wasser auf Deine Mühle betrachten, denn ein Irrtum ist natürlich immer einmal möglich.“

„Also los, Heinz! Was ist's mit dem van Dyl?“

„Ja, weißt Du, da hatten die Herren Kunstgelehrten herausgefunden, daß alle Bilder von van Dyl so einen wundervollen goldigen Ton haben. Man zerbrach sich den Kopf über das Geheimnis und meinte schließlich, das wäre durch eine Untermauerung des ganzen Bildes mit einer brennend roten Lasur erreicht worden. Der Streit wogte hin und her und schließlich beschloß man neulich, einen van Dyl zu opfern, ihn mit chemischen Mitteln zu behandeln, aufzulösen und abzufragen, um hinter das Geheimnis zu kommen.“

Dr. Rosen stieß eine Rauchwolke von sich.

„Nun und was haben sie gefunden?“

„Sie fanden in der Tat in den mittleren Partien des Bildes einen brennend roten Grund und dann lösten und kratzten sie weiter, bis der ganze van Dyl von der Leinwand herunter war. Und was meinst Du, was dann noch da war?“

„Höchstwahrscheinlich die Leinwand,“ meinte der Arzt.

„Natürlich, Du Böötier, die war da. Und darauf war noch ein Bild, welches einen englischen Soldaten in der roten Scharlachuniform darstellt. Ein richtiger tommy atkins aus den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts mit rotem Rock und schwarzer Bärenmütze und darüber der gute van Dyl aus dem Jahre 1625. Die Gesichter der Herren Sachverständigen hätte ich sehen mögen.“

Dr. Otto Rosen lachte herzlich.

„Das ist eine naturgeschichtliche Merkwürdigkeit. Umgekehrt hätte ich es mir erklären können. Aber jetzt an unsere Partie, Heinz.“

Bald waren die Freunde in ihr Spiel vertieft. Die schwarzen und weißen Bauern manövierten gegeneinander. Springer setzten mit elegantem Schwung über Hindernisse hinweg, Läufer eilten schräg über das Brett und die Türme stützten breit und wuchtig die kämpfenden Fronten.

Einen Augenblick wurde das Spiel unterbrochen. Ein Postbote überreichte dem Arzt ein Telegramm.

Privatklinik Professor Weiland. Der englische Text besagte auf Deutsch: Tut für meinen Sohn, was Ihr könnt. Bin morgen nachmittag selber da. J. C. Brown.

Nach kurzer Pause ging das Spiel weiter und Dr. Rosen führte seine Figuren so gut, daß er seinen Freund matt setzte.

Der „Stubenarrest“ verlief, wie Dr. Rosen es vermutet hatte. Er brauchte seine Behausung nur noch zu verlassen, um abends die übliche Visite bei den Patienten zu machen und konnte sich dann seinem Besucher weiter widmen. — — —

So einfach, wie zuerst angenommen wurde, verliefen die Folgen des Unfalles für den jungen Amerikaner doch nicht. Die Bestimmung kam nicht klar zurück. Fieberphantasien stellten sich ein und als Mr. Brown, der Vater, eintraf, lag sein Sohn teilnahmslos mit dem Eisbeutel auf der Stirn da.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kämpfe an der Dubissa. Während die Deutschen auf Mitau marschierten, dem dasselbe Los wie Liebau bevorstand, gelang es den Russen noch im letzten Augenblick, alles, was sie an Truppen aufbringen konnten, hastig zusammenzuraffen, um die Stadt zu entsetzen und unsere rückwärtigen Verbindungen zu bedrohen. Im Verlauf dieser Operationen entwickelten sich um Szawle, das als Knotenpunkt der beiden Eisenbahnlinien Rilsit—Riga und Libau—Wilna seine Bedeutung hat, und namentlich längs der Dubissa hartnäckige Kämpfe, aus denen wir hier eine Episode zeigen.

